

*Vivien Stein*

# Heinz Berggruen

## Leben & Legende

edition  
alpenblick

Vivien Stein

**Heinz Berggruen**  
**Leben und Legende**

eBook Version 1.0

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2011 Edition Alpenblick

[info@edition-alpenblick.ch](mailto:info@edition-alpenblick.ch)

[www.edition-alpenblick.ch](http://www.edition-alpenblick.ch)

ISBN: 978-3-9523929-0-4

Alle zitierten Originaltexte von Heinz Berggruen wurden orthographisch der heutigen Schreibweise angepasst.

# Inhalt

Einleitung

1. Der Zauberlehrling
  2. Aus Berlin in die Welt
  3. San Francisco
  4. Die Welt vor dem Abgrund - 1939
  5. Nachkriegsjahre
  6. Kunsthändler in Paris
  7. Pariser Märchen
  8. »Mein Freund Picasso«
  9. Paris - New York - Genf
  10. London
  11. Berlin I
  12. Berlin II
  13. Berlin III
  14. Berlin nach Berggruen
- Gedanken zum Schluss

Anhang

Quellennachweis

Bibliographie

Bildnachweis

Dank

*gewidmet meiner Mutter, Ruth Stein*

*»Ich wusste immer, was gut für mich war.«*

Heinz Berggruen [1]

# Einleitung

*»Keine Ehrung ist ausgeblieben. Mit all diesen Orden sehe ich aus wie Hermann Göring!«*

Heinz Berggruen [2]

1997 Ernennung zum Ehrenprofessor, 1998 Verleihung des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland, 1999 Empfänger des Nationalpreises der Deutschen Nationalstiftung und 2004 Ehrenbürger von Berlin, um nur die wichtigsten Auszeichnungen zu nennen - in Deutschland gilt Heinz Berggruen als Inbegriff des Mäzenatentums, in Berlin als »die moralische Instanz der Stadt in Fragen des Umgangs mit der unseligen deutschen Vergangenheit«, unantastbar »aus der Autorität seiner Biographie und seines Handelns heraus«. [3]

Doch wer war dieser Mann, dessen Biographie, so der SPD-Fraktionssprecher anlässlich seiner Nominierung zum Ehrenbürger Berlins, ihn geradezu »prädestiniert für eine

solche Würdigung«? [4] Wie verbrachte er die 50 Jahre seines Lebens, bevor er wieder in Berlin erschien? Und: warum traf die dortige Begeisterung auf so wenig Resonanz in seinen bisherigen Wirkungsstätten?

In vielen Reden und Büchern hat Heinz Berggruen seine Lebensgeschichte verbreitet, und in Deutschland haben seine Erzählungen großen Zuspruch genossen. Doch in den zehn Jahren von seinem Einzug in den Stülerbau bis zu seinem Tod wurde kaum ein objektives Wort über ihn geschrieben, kaum ein Artikel veröffentlicht, der nicht die Selbstdarstellung Berggruens unkritisch wiedergab.

Es bedarf keiner hohen Kunst und keiner besonderen Kenntnisse oder Quellen. Schon nach wenigen Recherchen zeichnen sich die Konturen des Mannes hinter der Legende ab: hochbegabt, immer wieder »am richtigen Ort zur richtigen Zeit« [5] , doch nur ansatzweise der richtige Mann. Es formt sich das Bild eines einsamen, misstrauischen und gleichzeitig geltungsbedürftigen Menschen, der, wenn nicht stärker, doch wenigstens cleverer sein will als seine eigenen Teufel. Sie drängen ihn, immer wieder und überall, die Begeisterung und Liebe, die er mit gezieltem Charmeeinsatz zu wecken versteht, so weit auszunützen, bis sich Vertrauen in Enttäuschung verwandelt und er weiterziehen muss.

Gewiss, er war und bleibt einer der erfolgreichsten Kunsthändler des 20. Jahrhunderts, und sein Leben ist vordergründig eine grandiose Erfolgsgeschichte. Aber es ist

auch eine Geschichte von vertanen Chancen. Hätte Berggruen es nur mit der Heimkehr nach Berlin aufrichtig und ernst gemeint, dort die Wurzeln geschlagen, die er sonst nirgendwo hatte, hätte er seine Bilder wirklich geschenkt, statt sie an den Höchstbieter über dem Marktwert zu verkaufen; und schließlich: hätte er darauf verzichtet, seine Sammlung zu entkernen, um noch mehr Profit zu machen – ja, dann wäre Heinz Berggruen immer noch ein reicher und zudem ein wahrlich großer Mann.

Zehn Jahre wohnte Berggruen miet- und steuerfrei über »seinem« Museum und wurde, trotz regem Handelsgeschäft und bequemen Arrangements mit der Kulturstiftung in seiner neuen alten Heimat nicht wirklich froh. Sicher, seine Kunstbestände haben ein vertraglich verankertes eigenes Haus, das auf ewig seinen Namen trägt, aber wichtige Eckpfeiler hat er entfernt. Er wurde oft geehrt, aber er zog die Fäden und verachtete schon deswegen die Ehrung sowie die Ehrenden.

Wie konnte um Heinz Berggruen ein nationaler Kult entstehen? Zum Teil baut er auf die aufrichtige Betroffenheit eines fehlinformierten Publikums angesichts des heimkehrenden Juden. Doch was denkt sich die von Berggruen geschickt instrumentalisierte Presse? Wie steht es um die Berliner Kultur- und Politprominenz, die alle Hinweise auf seine persönliche Fragwürdigkeit ignorierte? Wieso durfte Heinz Berggruen sich Geschäftsmethoden erlauben, für die jeder andere Deutsche steuerlich zur

Rechenschaft gezogen würde? Ist die Devise »Er ist Jude, drum sagen wir nichts« ein Ausdruck von schlechtem Gewissen, Angst, Zynismus oder dem achselzuckendem Irrglauben, dass »die Juden« nun einmal so sind?

Es ist verständlich, wenn Berliner die guten, alten Zeiten der deutsch-jüdischen Symbiose beschwören. Aber deswegen sollte man nicht jeden, der ankommt, gleich in die Arme schließen und auf einen Sockel heben. Das Hinterfragen der Legende Berggruen wird manche empören, die Ergebnisse viele enttäuschen. Aber die Ernüchterung kann auch ihr Gutes haben. Nämlich dann, wenn sie über Heinz Berggruen hinausgeht und zu einer konstruktiven Diskussion führt: über das heutige Verhältnis zwischen Deutschen und Juden, über das Zusammenspiel von Museen und Händlern / Sammlern, über die Transparenz der staatlichen Handhabung öffentlicher Gelder, über den Begriff und die Praxis des Mäzenatentums, und vor allem: über die wichtige Aufgabe der großen Zeitungen, auch und erst recht im Zeitalter der neuen Medien.

Vivien Stein

Altaussee, im Sommer 2011

# 1. Der Zauberlehrling

*»den anderen Weg wählen« [1]*

1935 erscheint in der jüdischen Kulturzeitschrift *Der Morgen* ein vierseitiger Artikel mit dem Titel »jüdische Gestalten im Lebenswerk Thomas Manns - Zum 60. Geburtstag des Dichters am 6. Juni«. Der Autor ist ein junger, angehender Feuilletonist von 21 Jahren namens Heinz Berggrün. Dieser knappe, frühe Text besticht durch seine Brillanz, Intensität und sein Engagement. Der in Vergessenheit geratene Beitrag zur Thomas-Mann-Literatur sei hier mit wenigen Kürzungen wiedergegeben [2]

*Thomas Manns ganze Sorge und Liebe hat immer den »Besonderen«, den »Sorgenkindern des Lebens« gehört, denen, die abseits vom Alltag standen und eine tiefe*

*Sehnsucht nach den »Wonnen der Gewöhnlichkeit«, nach dem »Leben in seiner Banalität« empfanden. Der Dualismus von Geist und Leben in allen Abwandlungen und Schattierungen - das ist das Zentralproblem seines Schaffens; auf der einen Seite stehen die vom Leben Vernachlässigten: Krüppel und Schwächlinge, Degenerierte und Intellektuelle - vor allem aber die Künstler, die am stärksten die Tragik ihres vom Leben Ausgeschlossenenseins fühlen und immer wieder neue Wege suchen, um die Synthese zwischen Geist und Leben, zwischen Künstlertum und Bürgertum (denn im Bürgerlichen sieht Thomas Mann den reinsten Ausdruck des »Lebens«) zu finden. Auf der anderen Seite stehen kraftstrotzende Gestalten wie der robuste Mynheer Peeperkorn oder Herr Klöterjahn im »Tristan«, für die die Geistigen nur »Jammernmenschen« sind, die an der Wirklichkeit nicht teilhaben, denen vielmehr »der Lebensgenuß streng verwehrt« ist.*

*Wenn wir nun in Thomas Manns Werk an bedeutsamen Stellen auf die Darstellung jüdischer Menschen stoßen, so erklärt sich das in keiner Weise aus soziologischen oder historisch-politischen Motiven, sondern allein aus dem psychologischen Reiz, auch die Sonderstellung des jüdischen Menschen zu erfassen und ihn somit in die Kette der »Besonderen« einzugliedern, zu denen ebenso der Bettler in den »Hungernden« wie Klaus Heinrich, die »Königliche Hoheit«, gehören.*

*Die Zwiespältigkeit seiner eigenen Natur in seiner Beziehung zum Leben, seine ähnlich wie bei Heine entwickelte Fähigkeit, zugleich zu erleben und das Erlebte betrachtend zu analysieren, lassen Thomas Mann die Eigenart des jüdischen Menschen in besonderem Maße erkennen. In zwei großen Romanen treten uns jüdische Gestalten entgegen: der Arzt Dr. Sammet in der »Königlichen Hoheit« und der Philosoph Naphta im »Zauberberg«. Beide sind typische Gegenwartsjuden, grundverschieden voneinander und doch verwandt durch den gleichen Ausgangspunkt: ihr Judesein ist ihnen Schicksal, zwingt sie in eine Ausnahmestellung hinein, durch die sie – hier ordnen sie sich in die Reihe der »Besonderen« ein – in einer problematischen Haltung dem Leben gegenüberstehen.*

*Für Dr. Sammet, »ein Malheur von Geburt, insofern er ein Jude war«, ist die Lösung eindeutig. Er ist sich seiner Sonderstellung und der sich daraus ergebenden Schwierigkeiten im Lebenskampf voll und ganz bewußt. Aber diese Sonderstellung zwingt ihn zu besonderer Verantwortlichkeit. Als man ihn fragt, ob er seine Herkunft als ein Hindernis auf seinem Wege empfunden habe, antwortet er »mit gedämpfter, aber innerlich eifriger und bedrängter Stimme«: »Kein gleichstellendes Prinzip, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf, wird je verhindern können, daß sich inmitten des gemeinsamen Lebens Ausnahmen und Sonderformen erhalten, die in einem erhabenen oder anrühenden Sinne vor der bürgerlichen Norm ausgezeichnet*

*sind. Der Einzelne wird guttun, nicht nach der Art seiner Sonderstellung zu fragen, sondern in der Auszeichnung das Wesentliche zu sehen und jedenfalls eine außerordentliche Verpflichtung daraus abzuleiten. Man ist gegen die regelrechte und darum bequeme Mehrzahl nicht im Nachteil, sondern im Vorteil, wenn man eine Veranlassung mehr als sie zu ungewöhnlichen Leistungen hat.« Dr. Sammet, der sich, aus kleinen Verhältnissen kommend, »den Wind hatte um die Nase wehen lassen«, ist zu dieser ungewöhnlichen Leistung emporgestiegen, er ist ein tüchtiger Arzt geworden, der das Vertrauen des Herzogs genießt; durch eine besondere Leistung auf bürgerlichem Boden hat er sich also die Kompensation für seine anfänglich so problematische Sonderstellung geschaffen.*

*[...] Aber auch bei der kritischen Untersuchung des «Zauberbergs», im besonderen des Konfliktes Settembrini-Naphta, glaubten die meisten, die Tatsache, daß der »Jesuit« Naphta jüdischer Abstammung sei, als eine nebensächliche, fast launenhafte Ausschmückung ansehen zu dürfen, mit der der Dichter keine besondere Absicht verbunden und die ebensogut hätte unterbleiben können. [...] Die Ausführlichkeit, die Thomas Mann für die Beschreibung des Milieus verwendet, aus dem Leo Naphta stammt, wird von ihnen übersehen, sie erkennen nicht, daß des Jesuiten Deszendenz allein den Schlüssel zu seiner Leben und Menschheit gegenüber absonderlichen und fragwürdigen Haltung liefert.*

*Elia Naphta, der Vater, war Schochet in einem kleinen Ort in der Nähe der galizisch-wolhynischen Grenze. Von ihm, der als Thoraforscher großes Ansehen in der Gegend genoß, hatte der Sohn »einen außerordentlichen Verstand geerbt, Geistesgaben, die sich früh mit hoffärtigen Instinkten, höherem Ehrgeiz, bohrender Sehnsucht nach vornehmeren Daseinsformen verbanden und ihn über die Sphäre seiner Herkunft leidenschaftlich hinausstreben ließen.« In dieser Charakteristik läßt sich all die Schwierigkeit seiner späteren Existenz erkennen. Zwei Wege gibt es, um den Zustand eines unerträglichen Spannungsverhältnisses zum Leben zu überwinden. Der eine ist der Weg Dr. Sammets: Anwendung der ungewöhnlichen Geistesgaben zur Leistung im bürgerlichen Sinne. – Naphta wird den anderen Weg wählen.*

*Nach einem Pogrom, bei dem der Vater auf gräßliche Art ums Leben gekommen ist, flieht die Mutter mit den Kindern in ein kleines Städtchen des Vorarlbergs. Hier erhält Leo die erste wissenschaftliche Ausbildung durch den Kreisrabbiner, der auf ihn aufmerksam wird. Die ständigen religiösen und philosophischen Reibereien zwischen Lehrer und Schüler führen aber bald dazu, daß der »gute Talmudist« ihn verstößt. Naphta macht die Bekanntschaft eines Paters, der, begeistert von den intellektuellen Fähigkeiten des »armseligen Judenjünglings«, ihn nach Bekehrung zum Katholizismus in die Erziehungsanstalt der Jesuiten aufnimmt. Naphta bewährt sich tadellos. Doch ein von der Mutter ererbtes, sich ständig verschlimmerndes Lungenleiden zwingt ihn nach einigen Jahren, das*

*»Gottesstudium« abubrechen und sich nach Davos zu begeben [...]*

*Das ist Naphtas äußere Entwicklung bis zu dem Augenblick, wo er den Menschen des »Zauberbergs« zum ersten Mal begegnet. Seine innere Entwicklung ist eine erschreckend radikale Zuspitzung der Sonderstellung im Leben. Im Gegensatz zu Sammet will er durch den Geist nicht dem Leben dienen, in ihm tätig sein, sondern es überwinden. Vernunft und Tat, Fortschritt und bürgerliche Lebensbejahung sind für ihn nur Objekte des Hohns und der Verachtung [...] Nihilistisch leugnet er das sittlich geordnete All, den Unterschied von Gut und Böse. Die Welt sei nicht das Streitobjekt zwischen Gott und Teufel als zwei verschiedenen Personen oder Prinzipien. »In Wirklichkeit seien sie (Gott und Teufel) eins und einzig dem Leben entgegengesetzt, der Lebensbürgerlichkeit, der Ethik, der Vernunft, der Tugend – als das religiöse Prinzip, das sie gemeinsam darstellten.«*

*Ist an dieser Auffassung noch irgendetwas jüdisch? Man kann dieses Weltbild geradezu als die Antinomie jüdischer Ethik, die doch in bewußter Lebensbejahung wurzelt, bezeichnen. Aber die Tatsache, daß Naphta überhaupt zu einer solchen Haltung gelangen kann, ist nur durch seine Herkunft zu erklären. Er hat den falschen Weg gewählt. Er hat geglaubt, seine intellektuellen Kräfte seien stark genug, um kompromißlos auf die Kräfte des Lebens verzichten zu können. So rennt er in eine Isolierung des Geistes, in der er*

*dem Leben nicht mehr standhalten kann. [...] Naphta geht zugrunde, weil er sich nicht einordnen konnte. Man liest seine Geschichte als Jude gewiß nicht mit derselben Befriedigung wie die des jüdischen Arztes aus der »Königlichen Hoheit«. Aber man liest sie mit der tiefen Achtung vor einem Dichter, der sich bemüht, die Gefahren aufzuzeigen, die in der Besonderheit der jüdischen Mentalität verborgen liegen. [...]*

Wenn ein junger Mensch sich derart intensiv in eine literarische Gestalt einfühlt, so ist meistens eine kräftige Krise Selbstbetrachtung, um nicht zu sagen: Selbsterkenntnis und Projektion, dabei. 2004, mit 90 Jahren, nach seinem Lieblingsbuch gefragt, antwortet Berggruen: »Der *Zauberberg* von Thomas Mann. Den hatte ich gleich gelesen, als er 1924 erschien.« [3] Mit zehn Jahren wird er noch nicht viel verstanden haben, [4] aber die besondere Problematik des Leo Naphta hat ihn durch sein Leben begleitet. Im Jahre 1935 steht die eigene Entwurzelung, wie Berggruen sie im Falle des jüdischen Jesuiten beschreibt, noch bevor. An der Politik seiner Zeit eher desinteressiert, ist ihm seine kommende Schicksalswende noch nicht im vollen Maße bewusst; und doch ahnt er voraus, wie sich »die plötzliche Verpflanzung« [5] auf sein Naturell auswirken wird.

Wie Naphta wird Berggruen die biographische Ruptur überwinden, indem er sie als Befreiung von den Zwängen

seiner Herkunft begreift. Er wird bürgerliche Verpflichtungen verwerfen, menschliche Beziehungen seinem Unabhängigkeitsdrang unterordnen und Empfindungen, die er bei anderen zu wecken versteht, zielstrebig für seine Zwecke nutzen. Das klamme Gefühl des jungen Mannes, im Abseits zu stehen, reift heran zur Überzeugung, über allem zu stehen. Die Weltgeschichte gibt ihm scheinbar recht: Haben nicht sogar die großen Tragödien seiner Zeit, die nationalsozialistische Diktatur und der 2. Weltkrieg, sich für ihn persönlich ins Glückliche gewendet?

Wie Naphta bringt es Berggruen kraft seiner Brillanz und zielstrebigem Radikalität ungewöhnlich weit; doch wie Naphta verschätzt er sich, was es ihn auf Dauer kostet, als Einzelgänger dem Lebensspiel immer einen Schritt voraus zu bleiben. Hochbetagt bietet sich ihm, märchenhaft, eine letzte große Chance. Einzige Bedingung: er müsste sich verpflichten. Er begegnet der Herausforderung auf bewährte Weise und kann zurückblicken: »Mein Leben ist eine Erfolgsgeschichte!« [6] Gewiss, es gab heikle Augenblicke und verlangte auch Opfer, aber nach seinen Spielregeln und auf seiner selbstdefinierten Spielfläche hat er die Partie haushoch gewonnen. Doch nach allgemein gültigen Regeln und über das ganze Brett gespielt, haben nicht nur Heinz Berggruen, sondern alle Beteiligten am Ende auch verloren: der Heimkehrer, der die Chance zur Größe nicht ergreifen konnte oder wollte; das Museum, das auf ewig seinen Namen trägt, aber von ihm nicht getragen wurde; die in Deutschland zaghaft wiederauflebende Tradition des

ehrbaren Mäzenatentums, dem er seinen Stempel aufdrückte; Menschen jüdischer Herkunft in der ganzen Welt, die sich in Deutschland von einem Mann repräsentiert finden, der stets nur die eigene Sache vertreten hat; sowie die heutigen Deutschen, die ihn aufgrund falscher Annahmen mit Freude, Dankbarkeit und Vertrauen willkommen hießen.

## **2. Aus Berlin in die Welt**

### **Oscar Berggruen vs. Der Mann mit dem Goldhelm**

»Ich komme aus Berlin, bin hier geboren, ging hier zur Schule und habe sentimentale Bindungen. Berlin ist für mich in meiner Entwicklung sehr wichtig gewesen.« [1] Mit der Beschwörung jener glücklichen Tage begründet der 81-jährige Heinz Berggruen seine späte Rückkehr in die Stadt, die er mit 22 Jahren verlassen hatte, doch die »emotionale

Bindung« [2] bleibt vage. Von seiner Jugend ist kaum mehr bekannt als das, was er selber preisgibt. Und das wenige wirft mehr Fragen auf, als es Antworten gibt.

Oft und gerne erzählt er von seinem »amüsischen« Elternhaus. [3] Eine Bibliothek mit Klassikern und Konversationslexikon sei zwar vorhanden gewesen, was aber die Kunst anbetrifft, Berggruen sagt es immer wieder, »sah es bei uns zu Hause ziemlich trostlos aus«: Nur »scheußliche Chromobilder«, [4] banale Landschaften, Blumenstillleben und, praktisch als einzige Reverenz an die Kunst, der *Mann mit dem Goldhelm*. [5] Ausstellungs- oder Museumsbesuche »waren nicht vorgesehen«. [6] Vor diesem Hintergrund umso erstaunlicher – das findet er auch selbst – sind da die musischen Neigungen, die der Junge schon früh an den Tag legt. [7] Stolz präsentiert er sich achtzig Jahre später bei der Rückkehr nach Deutschland als Selfmademan in Sachen Kultur.

Das war nicht immer so; das Image der gerahmten Reproduktion vom *Mann mit dem Goldhelm* an der Wand, und alles, was es implizieren soll, pflegte Berggruen erst in Berlin, wo das Original im Museum hängt. In Paris, New York und Genf rühmte er sich vielmehr väterlicherseits eines hochgebildeten, vielseitig begabten Habsburger Großvaters mit Namen Oscar Berggruen, der in seiner Zeit sogar recht berühmt war: ein Jurist und Journalist, Kunstverleger und Musikexperte, in Paris ebenso heimisch wie in Wien. [8] Oscar Berggruen wird von der Kuratorin Sabine Rewald in

ihrer Einleitung zum 1988 erschienenen Katalog der *Berggruen Klee Collection* am Metropolitan Museum of Art als Großvater Heinz Berggruens erwähnt und damit wohl erstmals in einer Publikation als solcher festgehalten. [9] Heute wäre es durchaus vorstellbar, dass ein übereifriger Museumsvolontär über das Internet auf Oscar Berggruen stieße und aufgrund des Namens voreilig auf eine Verwandtschaft schlosse. Sabine Rewald aber verfasste ihren Text vor dem Zeitalter elektronischer Recherchen. Sie bezog ihre biographischen Informationen von Heinz Berggruen persönlich, [10] und der Text wurde von ihm abgesegnet. Danach schrieb einer vom anderen ab. [11]

Als sich Heinz Berggruen 1994 in Berlin öffentlich vorstellte, wurde er als Kunsthändler und -verleger gefeiert. Das große Interesse an seiner Lebensgeschichte hätte ihm reichlich Gelegenheit geboten, den Nachruhm seines in Vergessenheit geratenen Großvaters zu fördern, allein: Er erwähnt ihn nie mehr. In seinen autobiographischen Werken schwärmt er vom Eingeweckten bei den Eltern der Mutter in Bromberg und von sich selbst als Naturtalent, das es weit gebracht hat, »auch wenn es«, wie die *FAZ* kommentiert, »dem Sohn eines Schreibwarenhändlers nicht an der Wiege gesungen war«. [12]

Als Vater Ludwig Berggrün am 17. Juli 1882 im damals deutschen, heute polnischen Nakel zur Welt kam, lebte Oscar Berggruen bereits in Wien und gab *Die Graphischen Künste* heraus. Als Oscar nach Paris zog, war Ludwig gerade

sieben Jahre alt; er blieb in der Provinz und heiratete 1910 ein einfaches jüdisches Mädchen namens Antonie Zadek aus dem benachbarten Bromberg. [13] Wenig später ging das junge Paar nach Berlin und betrieb dort eine Papiergroßhandlung, verbunden mit einem kleinen Schreibwarengeschäft, [14] in dem beide selbst bedienten. Von einem künstlerisch, musikalisch, publizistisch und literarisch tätigen Großvater war bei Berggruens niemals die Rede, [15] so Rudi Cohn Sabor, ein Schulfreund, der Heinz in den 1920er Jahren oft zu Hause besuchte und gemeinsam mit ihm musizierte. Ludwigs Totenschein beseitigt jeden Zweifel: sein Vater hieß Joseph. [16] Vermutlich waren Joseph und Oscar nicht einmal verwandt; die Namen Berggrün beziehungsweise Berggruen, assimilierte Abwandlungen von Grünberg, waren so selten nicht. [17]

Oscar Berggruens Monographien und Zeitschriften kursierten nach dem 2. Weltkrieg auch in Paris durch die Antiquariate, und Heinz Berggruen wird früher oder später über den Namensvetter gestolpert sein – womöglich über seinen Freund Karl Flinker (1923–1991), der, 1938 aus Wien geflohen, mit seinem Vater Martin eine auf deutsche und österreichische Bücher spezialisierte, moderne und antiquarische Buchhandlung am Quai des Orfèvres betrieb. [18] Oscar Berggruen hat sich beruflich just auf dem Gebiet ausgezeichnet, auf dem sich der junge Namensvetter in Paris nach dem Krieg zu etablieren strebte. Die Identitäten, die ihm zur Auswahl standen – deutsch, amerikanisch, jüdisch – passten alle nicht ganz und waren zu jener Zeit in

Paris nicht hilfreich. Sich mit einem kaiserlich-königlichen, im Pariser Kulturleben aktiven Großvater auszustatten, war da nur allzu verlockend. Die Herkunft aus kleinbürgerlichen Verhältnissen war Berggruen so lange nicht genehm, wie er selbst noch nicht arrivierte war. Mit dem Erfolg sollte sich das ändern. Auf dem Höhepunkt seiner Karriere kann er mit Stolz auf den weiten Weg blicken, den er zurückgelegt hat; Oscar Berggruen verschwindet aus seinen Erinnerungen und *Der Mann mit dem Goldhelm* wird, »aufwendig gerahmt«, [19] an die elterliche Wohnzimmerwand gehängt. [20]

So unbestimmt Heinz Berggruen sich hinsichtlich des Vorfahren gibt, so sparsam bleibt die Schilderung der Eltern. Vater Ludwig, »ein sanfter, träumerischer Mensch« von »eher toleranter Natur« [21] bleibt konturlos. Das einzige Erlebnis von Vater und Sohn, von dem Letzterer berichtet, ist ein Aufenthalt im Badeort Le-Touquet-Paris-Plage zu Beginn der 1930er Jahre. In seiner ersten Version ist der Urlaub »eine einzige Katastrophe«, Heinz sperrt sich im Hotelzimmer ein und hält den Vater auf Abstand. [22] In einer späteren Fassung finden die gemeinsamen Ferien gar nicht erst statt. Der Sohn schiebt (fiktive) Arbeit vor, bleibt in Paris und lässt den resignierten Erzeuger allein ans Meer weiterreisen. [23] Auch daheim im Alltag bleibt die Gestalt des Vaters blass. Mutter Antonie, »höchst energisch«, [24] »streng und unnachgiebig«, [25] hatte, so scheint es, in der Familie eher das Sagen; optisch ist Berggruen ihr näher.

In Wilmersdorf, das damals noch am Rande der Großstadt lag, verlebt der kleine Heinz, kurz vor dem 1. Weltkrieg am 6. Januar 1914 geboren, eine unaufregende Kindheit – den schwierigen Zeiten zum Trotz in bescheidenem Wohlstand. Der einzige Sohn ist der Stolz seiner Eltern, die ihm, so gut sie können, vieles ermöglichen: Musikstunden gehören dazu und auch kleine Ferienreisen. [26] Die zwei überlieferten Familienfotos sind formelle Studioaufnahmen: einmal der Eltern, einmal von Vater und Sohn. Wenn, wie in anderen Familien damals üblich, auch privat fotografiert wurde, hätten die Eltern solche Erinnerungsstücke sicher mit in die Emigration genommen und dem Sohn vererbt. Entweder gibt es keine, oder Heinz Berggruen will sie nicht mit der Öffentlichkeit teilen.

Die Wohnung im ersten Stock der Konstanzer-, Ecke Zähringerstraße ist tagsüber, wenn Vater und Mutter im Geschäft stehen, ganz und gar sein »Revier«. [27] Ein leidenschaftlicher Leser, der sich gerne in Bücherwelten hineinräumt, ist er gleichzeitig ein pffiffiges Kind, das sich mit Charme und Geschick seinen Vorteil zu sichern weiß. Beim Weihnachtsgeschäft hilft er im elterlichen Geschäft, »ganz berechnend«, wie er erzählt, weil »damit die Chance, unterm Weihnachtstisch mehr Geschenke zu finden«, stark zunahm. [28] Wendig zeigt sich der Schüler auch im Alter von mindestens zwölf, als er beim Konditor eine Krankheit der Mutter vortäuscht, um Schokoladeneis zu ergaunern. [29] Ganz anders ist dem Jungen zumute, wenn er das gewohnte Umfeld verlässt und mit reichen Leuten verkehrt.

Das Elternhaus seines Schulkameraden Erwin Herz, eine noble Grunewaldvilla, schüchtert ihn regelrecht ein; dort »gelegentlich erscheinen« zu dürfen macht ihn »stolz« und »neidisch zugleich«. [30] Auf Erwins jüngere Schwester Elisabeth wirkte der schmächtige Besucher aus Wilmersdorf extrem zurückhaltend. [31]

Mit dem gleichaltrigen Rudi Cohn Sabor aus Schöneberg, später Wagner-Experte in London, verbindet den Heranwachsenden die Liebe zur Musik. Oft spielen sie zusammen Duette: Rudi am Klavier, Heinz auf der Violine. Später, in San Francisco und auch in Paris, wird sich der junge Berggruen öfters ans Klavier setzen oder zum Akkordeon greifen, um die Gesellschaft zu unterhalten. Kaum jemand wusste, dass er, zu Hause, allein, bis ins hohe Alter zur Geige griff. [32] Wichtig für beide Jungen war auch die Freundschaft mit Robert Lantz. Einmal wöchentlich versammelten sich acht bis zehn Gymnasiasten abwechselnd bei Berggruen und bei Lantz, um Theaterstücke mit verteilten Rollen zu lesen – ein übliches Phänomen jener Jahre. Mit Ausnahme von einem Akt aus Shakespeares *Cymbeline* konzentrierten sie sich auf deutsche Dramatiker von Lessing bis Kleist. Die Abende waren, so Rudi Cohn Sabor rückblickend, für alle Beteiligten »ein zentrales Ereignis«. Fanden die Treffen bei Berggruens statt, bewirtete Antonie die Knabenrunde bereitwillig mit Gebäck. Als »warme, mütterliche Person« hat Rudi sie in Erinnerung. Der streng hierarchisch organisierte Verein mit gedruckten Statuten und einem ersten und zweiten

Vorsitzenden, wurde von Lantz geradezu »autoritär geführt«; Berggruen, »äußerst zielstrebig«, stand an zweiter Stelle; die anderen mussten sich mit der Rolle des »Fußvolks« begnügen. Wurden, wenn einmal Bedarf bestand, weitere Schüler geladen, galt das als große Ehre. In der Schule waren sie als die »Lantzmänner« bekannt, aber der Zirkel selbst verzichtete auf einen Namen, »das hätten wir als spießig empfunden«. [33]

Als humanistisches Gymnasium mit progressiver Leitung war die Goethe-Schule eine bevorzugte Institution für musisch begabte Kinder aus den zum Teil wohlhabenden jüdischen Familien des westlichen Berlin. Heinz Berggruen behauptet, es habe dort keine Rolle gespielt, ob jemand jüdisch war oder nicht – »als Junge in Berlin wusste ich nichts von Verfolgung, Antisemitismus – nichts von alledem« [34] –, doch sein Mitschüler Rudi sieht das anders: Schon als junger Schulknabe lernt er, beim Verlassen des Hauses gleich die Straßenseite zu wechseln, um dem Kieselhagel des Nachbarjungen auszuweichen, der ihm »Jude, verrecke!« nachruft. Das Problem verschärft sich mit der Zeit, und im Gymnasium angelangt, macht sich Rudi Cohn Gedanken über die Eigenarten der Nomenklatur: »Im Klassenzimmer gab es Berliner, Goldberg, Berggrün, Mosse. Die ersten zwei waren unverkennbar, bei den letzten beiden brauchte man etwas länger, um dahinterzukommen. Sie hatten ihre Namen geändert, indem sie Silben vertauschten oder einen Buchstaben wegließen, und – schwuppdwupp – hatten sie eine Tarnkappe, die sie vor Angriffen schützte.

Der unauffällige Berggrün war einmal der ungeliebte Grünberg gewesen, und der suspekte Moses hatte sich in Mosse verwandelt.« [35] Bei Bedarf ließ sich mit solchen Namen jonglieren; auch Rudis Vater erkennt die Vorteile eines weniger eindeutigen Familiennamens, und im Jahr 1931 leitet er ein Verfahren ein, um Cohn durch Sabor, den Mädchennamen seiner Mutter, zu ersetzen.

Als Gymnasiast gehörte Heinz Berggruen zu einer Gruppe von jungen Leuten, die sich um den charismatischen Rabbiner Joachim Prinz scharten. [36] Sie besuchten regelmäßig den – stets überlaufenen – Haftalah-Gottesdienst im unabhängigen Friedenstempel am Kurfürstendamm. [37] Im Anschluss wurde die Weltlage lebhaft diskutiert. Der 1902 in Schlesien geborene Prinz war ein leidenschaftlicher Zionist. Sensibilisiert durch seine Jugenderfahrungen im Osten, erkannte er die Bedrohung durch Hitler lange vor dessen Machtübernahme im Januar 1933 und ermahnte die assimilierten Berliner Juden, gegen den wachsenden Antisemitismus Stellung zu beziehen. [38] Als aktives Mitglied des Kreises um Prinz wird Heinz Berggruen nicht umhingekommen sein, sich mit den brennenden Themen der Zeit auseinanderzusetzen; mit seiner Abreise nach Frankreich im Juli 1932 schloss er dieses Kapitel jedoch, wie es scheint, für immer.

Es war eine Zeit der Kontraste und Diskrepanzen, die den einen erschüttert, den anderen abgehärtet haben. Der tägliche Anblick von Kriegsgeschädigten in jungen Jahren

mag das sensible Kind in eine Abwehrhaltung gedrängt haben. »Invalide, wie von George Grosz oder Otto Dix geschaffen, kriegsblinde Drehorgelspieler, einbeinige und einarmige Krüppel in zerlumpten Uniformen standen an den Straßen, aber sie blieben Randgestalten, an denen man bewusst vorbeischaute.« [39] In diesem Zusammenhang spielte es sicher eine Rolle, dass sowohl Berggruens Vater als auch sein Onkel, soweit bekannt, unversehrt aus dem 1. Weltkrieg zurückkehrten, was schon eine Seltenheit war. Dass sein Vater überhaupt Soldat war, wird in Berggruens Autobiographie lediglich in einer Bildlegende - »mit meinem Vater, der Fronturlaub hatte« [40] - und einem Satz verraten: »Mein Vater war aus dem 1. Weltkrieg mit dem Eisernen Kreuz zurückgekehrt, und er war sehr stolz darauf.« [41]

Sich über seine unmittelbare Umgebung hinaussehend, entwickelt der Junge eine Faszination für prominente Personen. Schon früh sind es vor allem die illustren Begegnungen, die er im Gedächtnis behält. Gern erinnert er sich seines ersten kindlichen Fern-Flirts, denn der Vater des Mädchens auf dem Balkon gegenüber ist Ignatz Waghalter, damals »ein bekannter Dirigent«. [42] Schulfreund Robby ist der Sohn des »bekanntesten Filmautors« Adolf Lantz. »Noch prominenter« ist der Filmregisseur Joe May, der manchmal die Familie Lantz besucht. In Berggruens Erinnerungen wohnt er gar »auf der gleichen Etage gegenüber«. [43] Voller Stolz, »mit solchen Größen aus der Filmwelt unter einem Dach zu wohnen«, hört Heinz »atemlos, aber auch

etwas neidisch zu, wenn Robby erzählte, wer alles auf der dritten Etage ein und aus ging«. [44] Emil Herz, der Vater seines Mitschülers Erwin, hat es ihm besonders angetan, denn er ist nicht nur »ein prominenter Direktor bei Ullstein«, sondern auch wohlhabend. [45] Unvergesslich auch die Sommerferien, wo der Sechzehnjährige an der Côte d'Azur der hübschen Tochter Knut Hamsuns begegnet - »ein aufregendes Treffen«, denn ihr Vater ist der »berühmte Nobelpreisträger«. Dass der gar nicht anwesend ist, dass sie ausdrücklich inkognito bleiben will, spielt keine Rolle: »Meine Begegnung mit Fräulein Hamsun empfand ich als einen verheißungsvollen Einstieg in die literarische Welt.« Kaum zurück in Berlin, besorgt er sich ein Exemplar des Erfolgsromans *Hunger*, um ihn »der jungen Norwegerin« zu schicken, »damit ihr Vater eine Widmung hineinschreiben könnte. Das geschah dann auch, und ich war überglücklich.« [46] Bis die Reichen und die Berühmten bei ihm selbst ein und ausgehen werden, wird fast noch ein halbes Jahrhundert vergehen.

## **Bekenntnisse eines Unpolitischen**

Im April 1932 schreibt sich der Abiturient an der Berliner Friedrich-Wilhelm- (heute Humboldt-)Universität für das Fach Germanistik ein, [47] doch am akademischen Leben in Preußen findet er kein Gefallen. »Es war alles viel zu